



Bühnenreif

Man ist eher gerührt als geschüttelt, wenn man James Bond begegnet. Was aber,

wenn bei einem Tänzer die Realität anklopft? Und die Schüler träumen vom Unterricht ohne Noten.



Sein Name ist Braun, Dan Braun

Der Braunschweiger Danny Morgenstern ist Knigge-Coach, Krimiautor und James-Bond-Experte

Sein Name ist Morgenstern, Danny Morgenstern. Er ist einer der bekanntesten James-Bond-Experten in Deutschland. Gibt es Neuigkeiten über den britischen Geheimagenten, ist Morgenstern für viele Medien der erste Ansprechpartner. 17 Bond-Bücher stammen aus seiner Feder. „Gäbe es ein Studienfach ‚Bondologie‘, dann wäre ich Professor dafür“, behauptet er scherzend. Der 45 Jahre alte Vater von zwei Kindern sitzt in der Bar der Braunschweiger Tanzschule Hoffmann. Er trägt blaue Jeans und ein dunkelblaues Sweatshirt. Sein schwarzes Haar ist zur Seite geschneitelt.

Als er sieben war, zeigte ihm sein Großvater den Streifen „Leben und sterben lassen“. Damit fing alles an. „Wenn es Referate in der Schule gab, habe ich

immer das Thema Bond gewählt. Seit der 8. Klasse verging kaum ein Tag, an dem ich mich nicht mit ihm beschäftigt habe.“ Morgenstern konnte neue Informationen schnell abspeichern. „Und wenn man das kann, muss man auch etwas daraus machen.“ Anfang 2000 beginnt er das Sachbuch „James Bond XXL“ mit dem Ziel, 500 Seiten zu schreiben. Sechs Jahre später wird es veröffentlicht und zählt 1700 Seiten. „Als sich dann Zeitungen wie Bild, Stern oder Spiegel bei mir meldeten, wurde mir klar, ich bin wohl einer von denen in Deutschland, die sich am besten mit James Bond auskennen.“

2012, bei der Premiere von „Skyfall“ in London, durchlebt er den Traum eines jeden Fans. Er steht am roten Teppich und hofft, ein paar Worte mit 007-Darsteller Daniel Craig zu wechseln. „Er kam auf mich zu und dachte, ich wollte ein Autogramm. Ich wollte aber gar keins. Er hat dann ein großes Skyfall-Plakat für mich signiert. Aber nicht nur das „D“, das er normalerweise macht. Er hat richtig ‚Daniel‘ hingeschrieben und noch kurz mit mir gesprochen.“ Als Craig weitergeht, folgt der Schock für Morgenstern: „Das Ding ist ja festgeschraubt.“ Ein freundlicher Ordner ließ es ihn glücklicherweise abmontieren. „Das Plakat habe ich dann nach Deutschland schicken lassen, das hat mich um die 300 Pfund gekostet. Aber ein Bekannter behauptet, es sei mehrere Tausend Pfund wert.“ Craig sei neben Roger Moore sein Lieblingsdarsteller. Er habe ihn schon sechsmal getroffen.

Wenn im Herbst vor dem Braunschweiger Astor Filmtheater Menschen in Smoking und Abendkleid Schlange stehen, lädt Morgenstern zur „Mission Bond“ ein. Seit 2012 findet sie jährlich statt. Die ursprüngliche Idee des Kinoleiters Frank Oppermann war, dass Prominente aus der Region ihren Lieblingsfilm vorstellen. „Eigentlich wollte ich keinen Bond-Film nehmen, weil ich das sehr klischeehaft finde, sondern ‚American Beauty‘.“ Doch Oppermann drängte ihn zu Bond. „Gut, dann machen wir ‚James Bond – 007 jagt Dr. No‘“, entscheidet er. „Dann hieß es, wir gehen ins kleine Kino mit 150 Plätzen. Letztlich waren es 1200 Leute, die an dem Abend kamen.“ Morgenstern gelang es, prominente Gäste, die etwas mit der Filmreihe zu tun haben,

zu bekommen, um mit ihnen dann Gespräche vor der Leinwand zu führen, untermalt von Filmausschnitten. Dazu zählten Ludger Pistor, Bankier aus „Casino Royale“, oder Andreas Wisniewski, Handlanger in „Der Hauch des Todes“. Morgenstern sorgt an solchen Abenden auch dafür, dass Filmrequisiten und Autos ausgestellt werden, und er bereitet eine multimediale Moderation vor. Seine Zuhörer erfahren etwa, dass, wenn ein Antagonist aus einem Flugzeug stürzt, das Trompeten eines Elefanten als verzweifelter Todesschrei eingesetzt wird. Zusätzlich schreibt er ein umfangreiches Sachbuch über den jeweiligen Film. Die Reihe heißt „007 XXS“ und ist limitiert, natürlich auf 1007 Exemplare.

Morgensterns eigener Bond heißt Oliver Borg und ermittelt seit 2022 als Braunschweiger Kommissar in seinen Krimis. Er müsse sein „Gehirn ab und zu auf Reisen schicken“, um die Nüchternheit eines Sachbuches zu überwinden und seine Kreativität zu entfalten. „Dann gehe ich in die Recherche und gucke mir Einäscherungen an, Leichenwaschungen, spreche mit Menschen, die selbst mal Opfer von Kriminalität geworden sind, oder lasse mich inspirieren durch die Bösewichte

dieser Welt.“ Borg durfte in „Blutlauf“ und „Totengräberwind“ ermitteln, seit März ist er in „Kleine Mädchen schält man nicht“ im Einsatz. Vier Romane aus Morgensterns Feder sind unter einem Pseudonym veröffentlicht, das er so geheim hält wie Bonds Chefin M ihren Namen. Ein anderes ist hingegen bekannt. Unter „Dan Braun“, abgeleitet aus Vorname und Wahlheimat, veröffentlicht er Krimis. „Das Verrückte daran ist, dass Dan Brown, der erfolgreiche amerikanische Autor, zu dem Zeitpunkt noch unter einem Frauen-Pseudonym veröffentlicht hat.“ Nachdem dessen Werk „Illuminati“ erschienen war, erhielt Morgenstern einen Anruf. „Da fragte mein Verlag mich, ob ich gerade massiv Werbung mache, sie kämen mit dem Nachdruck nicht nach, weil sich die Bücher so gut verkaufen.“ Über die Begründung muss er lachen. „Die Leute haben ‚Dan Brown‘ im Internet falsch eingegeben, meine Bücher angezeigt bekommen und bestellt. Das war nicht bewusst gemacht, für mich war es gut, und ich kann ja nicht ändern, dass die Menschheit durchs Internet verblödet.“

Der Mann mit der Lizenz zum Töten beeinflusst Morgenstern auch anderswo. Seit 2003 lässt er als Tanzlehrer zu den für Bond-Filme komponierten Themensongs tanzen. Während seiner Ausbildung dazu absolvierte er zudem ein privates Coaching bei seiner Ausbilderin Inge Wolff und erhielt so seine Lizenz als Business-Knigge-Coach. Bei Vorträgen dient Bond häufig als Beispiel, im positiven und negativen Sinn. „Er ist natürlich sehr höflich und stets gut gekleidet. Ich könnte locker einen Anzug, den Bond in den Sechzigern trug, anziehen und positive Rückmeldungen erhalten. Einen Sektelch“, demonstriert er, „fasst man jedoch nie am oberen Rand an, sondern immer am Stiel.“ Und: „Im Umgang mit Frauen hat Bond eine glatte Sechse. Man schläft nicht mit einer Frau, um ein berufliches Ziel zu erreichen.“ Über sich selbst behauptet Morgenstern: „Seit ich 30 bin, mache ich nur noch Sachen, die mir Spaß machen. Für mich ist es wichtig, dass ich irgendwann etwas hinterlasse, das in einer Bibliothek steht.“

Magnus Ebel
Wilhelm-Gymnasium, Braunschweig

Gleich am Anfang kann man's vergeigen

Bei der Suzuki-Methode wird ein Instrument durch Nachahmen erlernt. So wie in einer Musikschule in Porto.

Aus der Musikschule A Pauta in Porto dringen Violinenklänge. Gespannt betreten die Drei- bis Zehnjährigen den hellen Raum, alle mit kleinen Geigen in der Hand. „Man soll schon von einem jungen Alter an das Instrument fühlen, respektieren, schätzen und beim Spielen Glück empfinden“, sagt Joana Seybert Jesus, die Gründerin der Schule. Nach ihrem Studium in Portugal reiste sie in die USA, wo sie ihre Ausbildung in der Suzuki-Methode bei der Musikpädagogin Betty Haag-Kuhnke erhielt. Parallel vervollkommnete sie sich künstlerisch beim Violinisten Gerardo Ribeiro. Ihr eigener musikalischer Wegedgang begann erst mit 13. Das habe ihr geholfen, die Schwierigkeiten junger Schüler besser zu verstehen und ihre eigene Lehrmethode zu entwickeln. Nach der Rückkehr aus den USA eröffnete sie 1997 mit ihrem

Mann, José Paulo Jesus, ebenfalls Violinist, die „A Pauta – Academia de Música de Método Suzuki“ für Geige und Cello. Die Eltern der rund 100 Schüler sind dort von Beginn an in den Unterricht einbezogen. Seybert Jesus, Joana genannt, ist von zarter Statur, hat braune Augen und Haare und ein modisch buntes Outfit. Freundlich begrüßt sie die 15 Kinder. Der Ensembleunterricht beginnt, indem sich alle Schüler und die Lehrerin voreinander verbeugen. Der Klavierbegleiter spielt die ersten Töne eines einfachen Liedes.

Die Suzuki-Methode wurde nach dem Zweiten Weltkrieg vom japanischen Violinenpädagogen Shinichi Suzuki entwickelt. Er glaubte daran, dass Musik die Welt zu einem besseren Ort machen kann. Seine Idee war, Kinder früh an die Musik heranzuführen, so wie sie ihre Muttersprache lernen, durch Nachahmung und Wiederholung. Er nutzte deutsche Volkslieder wie „Hänschen klein“, inspiriert durch seine Frau, die Deutsche war. Je fortgeschrittener die Schüler, desto schwieriger die Stücke. Doch die Älteren spielen weiterhin die leichteren Lieder mit den Kleinen zusammen.

Alle Kinder, die Großen hinten, die Kleinen vorn, schauen auf die Leiterin. „Die Schüler bilden eine Gemeinschaft“, berichtet ein Vater. Ist jemand unkonzentriert oder treibt Unsinns, weist die Lehrerin darauf hin. Sie bleibt still, alle warten, und der Begleiter muss die Eileitung erneut spielen, bis jedes Kind die Leiterin in Körper- und Bogenhaltung nachahmt. „Im Gegensatz zu traditionellen Methoden, wo Schüler viele Stunden allein üben, ist es die große Freude in A Pauta, ab dem ersten Moment die Musik mit anderen zu teilen.“ Das trage immens zur Entwicklung des Kindes bei. Es würde nicht nur ein Gespür für die Bühne entwickeln, sondern auch seine Schüchternheit überwinden.

Mit einer Geste gibt die Lehrerin den Einsatz. Alle Anfänger erzeugen einen Ton. Sie spielen die Stücke nach Gehör. Joana entwickelte eine eigene Methode, um den Kindern die ersten Lieder beizu-

bringen. Dabei werden Bänder auf das Instrument und den Bogen geklebt, und, anders als bei Suzuki, wird nicht alles nach Gehör gespielt. Joana erfand eine einfache Notation. Die Kinder singen den Fingersatz beim Spielen, um die Noten leichter auswendig zu lernen. So lernen Anfänger Schritt für Schritt Volkslieder, jedes mit bestimmten Eigenschaften, wie der linken Hand oder der Bogenhaltung sowie der Interpretation und Phrasierung. „Die Kinder befreien sich so von der Partitur und entwickeln ein inneres Gehör.“ Joana weiß, dass die Suzuki-Methode auch Kritiker hat. Manche bemängeln, dass das starke Gewicht auf Hören und Nachahmen zu einer Vernachlässigung des Notenlesens und zu einer schlechten Technik führen könne. Deswegen führt sie das Notenlesen früher ein. „Suzuki war ein ausgezeichnete Pädagoge, heißt es immer, aber technisch war er kein guter Geiger.“ Die Grundlage ihrer Schule sei eine Kombination der Pädagogik Suzukis mit einer ausgezeichneten Techniksulung.

Die Eltern sitzen ebenfalls im Raum. „Sie sind die Assistenten der Lehrer“, sagt Joana. Sie helfen ihrem Kind beim Lernen und haben die visuelle Orientierung im Heft mit der vereinfachten Schreib-

weise. Obwohl sie meist selbst kein Instrument spielen, lernen sie zu korrigieren. Es sei unmöglich, dass ein 30 Monate altes Kind allein übt. „Wir befragen die Eltern, um herauszufinden, ob sie das nötige Engagement für die Suzuki-Methode aufbringen können und wollen.“

„Ruheposition, Füße zusammen! Lasst uns ein kleines Spiel spielen, um euer Gedächtnis zu testen.“ Joana zeigt auf eine Person, die eine Note des Fingersatzes vom neuen Lied singen muss. Wer als Nächstes drankommt, macht weiter. Wer einen Fehler macht, muss sich setzen. „A!“, sagt ein Kind. „A!“, macht ein anderes weiter. „E!“, schreit noch einer begeistert. „Zweil“, sagt der Vierte. „Falsch! Jetzt musst du dich hinsetzen“, erklärt Joana und zeigt auf einen Vater. „Eins!“ Der Mann freut sich, dass er es weiß.

Eine mögliche Uniformität der Leistungen bei der Suzuki-Methode sieht Joana ebenfalls kritisch. Da dort alle dieselben Stücke in ähnlicher Weise einstudieren, werde individueller Ausdruck weniger gefördert. „Die Gruppe ist ein Komplement. Ich unterrichte nicht, um in einer Gruppe zu spielen. Ich bringe ihnen bei, individuell gut zu spielen.“ Um den individuellen Ausdruck zu stär-

ken, bereitet sie die jungen Geiger einzeln auf Konzerte und Wettbewerbe vor, damit sie „die Tendenz, nur in Gruppen zu arbeiten, ausgleichen können“.

Dem Vorurteil, dass die durch die Suzuki-Methode ausgebildeten Schüler wie synchron geigende Soldaten erscheinen, widerspricht Joana. Man müsse auch die Kultur berücksichtigen. Im Westen gebe es eine große Emphase auf der Entwicklung der Persönlichkeit, doch man sollte sich auch in eine Gruppe integrieren können, in ein Orchester oder einen Chor. Viele namhafte Solisten wie etwa Arabela Steinbacher, Hilary Hahn oder Julia Fischer haben Unterricht nach der Suzuki-Methode erhalten.

Der einstündige Unterricht endet, und alle verbeugen sich wieder. „Musik ist extrem wichtig, solange sie gut unterrichtet wird“, sagt Joana. Die Lehrkräfte können dem Schüler viel beibringen: Konzentration, Respekt vor anderen, Disziplin, Konsequenz, Durchhaltevermögen und die Bereitschaft, Widerstände zu überwinden. „Zu sagen, ich kann es nicht, ist bei uns ‚verboten‘. Wir können alles erreichen, solange wir uns anstrengen.“

Paulo Barros, Deutsche Schule zu Porto

David tanzt aus der Reihe

Ein Tänzer plant eine Karriere an der Oper und entscheidet sich anders

Betrachtet man David Victor Bota, käme einem Ballett nicht in den Sinn. Der Fünfundzwanzigjährige ist sehr muskulös und kräftig. Das war anders zu der Zeit, als er tanzte. Bota begann mit Ballett, als er 14 war. „Die meisten meiner Kameraden hatten bereits im Kindergarten begonnen.“ Trotzdem ist er weit gekommen. Mit 16 tanzte er an der Rumänischen Nationaloper in Timișoara. „Ich hatte unglaublich lange Tage damals. Ich besuchte das Liceul de artă ‚Ion Vidu‘. Dort war vieles auf Schüler wie uns ausgerichtet.“ Vor dem Unterricht hatte er Proben an der Ion Vidu, danach Proben an der Oper. „Daneben gab es den normalen Schulunterricht und die Hausaufgaben. Eigentlich gab es nichts anderes in meinem Leben.“

Die Ion Vidu ist eine besondere Schule. Musik und Tanz stehen im Mittelpunkt. Sie wurde 1906 gegründet. Bekannt ist der Mihai-Perian-Konzertsaal mit mehr als 400 Sitzplätzen. „Außerdem hat er die beste Akustik in Südosteuropa. So heißt es noch“, sagt Bota. „Um in der 9. Klasse ins Gymnasium aufgenommen zu werden, musste ich viele Prüfungen machen.“ In Musik, Schauspiel und Tanzchoreographie. „Natürlich gab es auch die üblichen Prüfungen in rumänischer Sprache, Literatur und Mathematik.“ In Rumänien sei es ungewöhnlich, als Junge Ballett zu tanzen. „Viele in unserem Land haben stereotype Vorstellungen von Jungen, die Ballett machen. Ich bekam schon mit, dass mich einige als seltsam beurteilt haben.“ Das sei ein Frauensport, hieß es, nichts für einen „normalen“ Jungen. „In der Schule spielte das natürlich keine Rolle, aber außerhalb schon. Wichtig war das für mich nicht, ich hatte meine Freunde an der Schule.“

Ballett war lange Zeit Botas Leben. „Während ich tanzte, fühlte ich mich frei, als ob all meine Sorgen verschwinden wären. Das Adrenalin, das ich spürte, ist durch nichts auf der Welt zu ersetzen.“ Er nahm an Wettbewerben teil und gewann Preise. „Ich bin viel herumgereist.“ Bota war auch in München und Wien. „Es war aufregend und anstrengend. Ich dachte damals, das ist es. Das will ich machen.“ Sein Lieblingsstück wurde „Schwanensee“, das er am Ende der 12. Klasse bei der Abschlussvorstellung tanzte. Vor allem tanzte er an der Oper Timișoara. „Ich habe viele Erinnerungen an sie, die meisten davon sind angenehm, aber nicht alle. Es war auch sehr anstrengend. Damals war die Oper die Welt für mich.“

Irgendwann begannen Botas Gedanken an die Zukunft realistischer zu werden. „Das eigentliche Problem besteht darin, dass die Kunst in unserem Land nicht so ernst genommen wird wie in anderen Ländern. Man kann seine Karriere nicht auf Kunst aufbauen. Sie wird eher als Hobby denn als ernsthafter Job angesehen. Die Gehälter sind sehr niedrig.“ Ursprünglich hatte er sich das anders vorgestellt. „Meine ganze Schulzeit hindurch wollte ich in Wien Ballett studieren. Dann wurde mir aber mehr und mehr klar, was das bedeuten würde. Man opfert sein ganzes Leben dem Ballett, und dann schafft man es nicht mehr. Man ist dann aber noch jung. Vielleicht gerade 30. Dann muss man Ballettlehrer werden oder eine neue Karriere bei null anfangen. Das wollte ich nicht.“

Er weiß nicht mehr, wann genau seine Zweifel begannen. „An der Schule war alles so klar. Aber dann hat die Realität bei mir angeklopft. Ich habe sie reingelassen und Angst bekommen. Ich wollte auf einmal nicht mehr alles für eine Sache opfern, die sowieso nicht von Dauer sein konnte. Viele Kinder geben nach dem Schulabschluss das Ballett auf.“ Zunächst wählte er einen Kompromiss. Er beschloss, an der Polytechnischen Universität Timișoara an der Fakultät für Elektronik, Telekommunikation und Informationstechnologie zu studieren. Nebenher wollte er weiter tanzen, aber: „Nach dem ersten Studienjahr habe ich mit dem Ballett aufgehört. Mir wurde klar, dass ich nicht beides schaffen kann.“ Bota wurde Ingenieur. „Seit drei Jahren habe ich einen festen Arbeitsplatz bei einer Firma.“ Leicht sei ihm seine Entscheidung nicht gefallen. Druck von anderen habe es nicht gegeben.

„Mir gefällt, was ich jetzt bin.“ Eine Zeit lang war er regelrecht davon besessen, ins Fitnessstudio zu gehen. „Ich wollte so viele Muskeln wie möglich aufbauen. Das hat vielleicht auch damit zu tun, dass das als Balletttänzer nicht ging. Als Tänzer hat man Muskeln, natürlich. Aber man muss dünn sein, sehr dünn.“ Es vergeht kein Tag, an dem er nicht trainiert. Jetzt im Fitnessstudio. Die Oper hat er nicht mehr betreten. „Ich wollte die Vergangenheit hinter mir lassen. Vielleicht weil ich sonst nostalgisch geworden wäre, gerade bei einer Aufführung. Vielleicht würde ich meine Entscheidung auch bereuen.“

Gloria Bota, Nikolaus-Lenau-Lyzeum, Timișoara